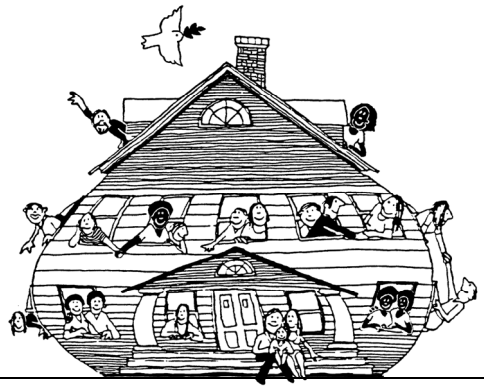


Brot & Rosen

Leben in Gemeinschaft

Arbeit für Gerechtigkeit und Frieden

Gastfreundschaft für obdachlose Flüchtlinge

Rundbrief Nr. 65 / September 2012 **Diakonische Basisgemeinschaft in Hamburg**

Liebe Freundinnen und Freunde,

„Niemand kann zwei Mächten dienen. Entweder wirst Du die eine hassen und die andere lieben oder du wirst an der einen hängen und die andere verachten. Ihr könnt nicht beiden zugleich dienen: Gott und dem Mammon, d.h. Geld.“ (Jesus von Nazareth an seine FreundInnen, Matthäus 6,24).
Milliarden für die Rettung von Banken bei gleichzeitig einschneidenden Kürzungen bei den Sozialausgaben lassen diese Wort aktuell klingen.

Aber nicht nur die Bankinstitute sind gemeint – auch wir als „einfache“ Geld-Anleger, Bankkundinnen etc. Unser Geld soll sich stets vermehren oder zumindest seinen Wert behalten, denken wir. Aber warum sollte Geld eigentlich nicht seinen Wert verlieren? Und wer bezahlt für die Zinsen? Geld als das einzig unvergängliche Kapital? Unvergänglich? Dann wäre es tatsächlich wie ein Gott, und die Banken und Finanzmärkte sind die Hüter und Tempel dieser Religion! Aber das ist nicht alternativlos. Mehr dazu auf Seite 4 bis 5.

Mit einem herzlichen Gruß von uns allen aus dem Haus, Dietrich Gerstner

Unsere Wurzeln:

Im Armen begegne ich Christus

von Angelika Sirch

Dieser Artikel beruht auf einem Vortrag, den Dr. Angelika Sirch 2009 in Klosterbeuron vortrug. Wir drucken ihn hier stark verkürzt und auf Dorothy Day zugespitzt ab. Der komplette Text ist im Internet zu finden.

Ich möchte mit einer kleinen Geschichte beginnen, die ich kürzlich erlebt habe: Ich saß im Zug, und der Schaffner kam, um die Fahrkarten zu kontrollieren. Ein paar Reihen vor mir entwickelte sich ein unfreundliches Gespräch zwischen ihm und einem Fahrgast, der offensichtlich keine Fahrkarte hatte, aber den Schaffner wüst beschimpfte. Der Schaffner kannte den Mann wohl und gab ebensolche Worte zurück. Es hörte sich so an, als hätte er den Mann schon häufig im Zug ohne Fahrkarte angetroffen. Schließlich ordnete er an, dass der Mann beim nächsten Halt aussteigen solle, denn er konnte nichts bezahlen. Ich wollte ebenfalls dort aussteigen und traf den „Schwarzfahrer“ vor dem Ausstieg: Es war ein sehr verwahrloster älterer Mann, vermutlich ein Obdachloser, ein Penner. Sie können sich wohl schon denken, warum ich diese Geschichte erzähle: Es fällt mir äußerst schwer, in so einem Menschen Christus zu erkennen und vielleicht geht es...

Fortsetzung auf Seite 6

So viele wären wir gerne auch einmal in Europa!
Catholic Worker (Regional-!) Treffen in „Sugar Creek“ im Mittelwesten der USA.
Aber wir haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben.

Thema:

Brot zum Leben

von Uta und Dietrich Gerstner

Dieser Artikel wurde zunächst in der Herbst-Ausgabe der „evangelisch-lutherischen kirchenzeitung für bramfeld und steilshoop“ veröffentlicht.

Der Duft von frisch gebackenem Brot durchströmt das ganze Haus, als Asma in der Küche die dicken Brotfladen aus dem Backofen zieht. Ganz früh war sie schon auf den Beinen, um den Brotteig anzusetzen. Mit geübter Grazie knetet sie den Teig durch, so wie sie es über viele Jahre für ihre Kinder zuhause getan hat. Dann kam der Krieg nach Kosovo, und auch ihr Dorf, ihr Haus und ihre Familie wurden zerstört. Zwei Söhne und ihre Tochter konnten sich mit ihr retten und baten als verfolgte Roma in Deutschland um Asyl – jahrelang mussten sie auf ein sicheres Bleiberecht warten.

Und so kam sie in ihrer Not in unser Haus der Gastfreundschaft, um hier Atem zu schöpfen. In der ersten Zeit war sie sehr zurückgezogen und still. Mühsam kaute sie mit ihren wenigen Zähnen das kernige Brot aus unserem Kasten.

Brot haben wir ja normalerweise genug bei uns im Haus: Einmal wöchentlich...

Fortsetzung auf Seite 7

Aus der Gemeinschaft:

Wir entdecken die Langsamkeit

von Ilona Gaus

Wenn ich an die Kaffeetafel im Juni denke gerate ich ins Schwärmen. Über 75 Gäste tummelten sich im Haus, im Garten und auf der Terrasse. Es gab viele Köstlichkeiten, dazu Akkordeonmusik von Vadim, und im Wohnzimmer spielte die ghanaische Gospelband eines unserer Mitbewohner. Trotz sieben Wochen „Aprilwetter“ haben wir sogar einen trockenen Tag erwischt!

Gleich darauf wurde es ganz still im Haus, denn die Gemeinschaft machte drei Tage „Exerzitien im Alltag“. Nach einem Impuls (Bibeltext), morgens bei der Andacht, ging jedeR der täglichen Arbeit nach. Am Nachmittag trafen wir uns wieder, um unsere Erfahrungen und Gedanken auszutauschen. Da wir immer wieder spontan Besuch bekommen (ehemalige MitbewohnerInnen oder Leute, die bei uns Lebensmittel holen, etc.) ist es gar nicht so einfach „ganz bei sich“ zu bleiben.

Elfriede und Auguste in Aktion – doch, wo ist Birke?

Danach waren wir alle wieder zur Fußball-Europa-Meisterschaft im Wohnzimmer versammelt. Dieses Auf und Ab von laut und leise ist etwas Typisches bei uns im Haus.

Beim Hausgottesdienst habe ich, inspiriert durch meine Fortbildung für geistliche Begleitung, den TeilnehmerInnen die „Kellerkinder“ vorgestellt. Anhand der Vorstellung der sieben Todsünden des Mittelalters hat Johannes Galli, ein Theaterpädagoge aus Freiburg, das Typenmodell der sieben Kellerkinder entwickelt. Spielerisch näherten wir uns den Seiten und Eigenschaften an, die jedeR nicht so gerne zeigt. Das Bild, dass wir alle an der großen Tafel Gottes willkommen sind, gerade so, wie wir sind, kann uns helfen, auch diese „Kellerkinder“ zu integrieren.

Und schon ging es mit Riesenschritten auf die Sommerferien zu.

Eltern und Kinder fuhren gleich zu Anfang in Urlaub und kamen dafür dieses Jahr schon recht früh wieder ins Haus zurück. Es war schön zu erleben, dass auch die Ferien in Hamburg Spaß machen können.

Am 4.Juli feierten wir mit Katarina (unsere Freiwillige aus Pennsylvania, USA) den Unabhängigkeitstag ganz zünftig,

wie in den USA, mit einer Barbecue-Party. Katarina ist inzwischen ziemlich reisefreudig geworden. Sie verbrachte eine Woche mit anderen BVS-(Brethren Volunteer Service) Freiwilligen in Berlin und dann auch noch eine Woche bei unseren Geschwistern im Jeanette-Noel-Haus in Amsterdam.

Anita wurde am 15.Juli zwölf Jahre alt. Sie durfte mit Nachbarn und ihren Kindern einige Tage Ostseeurlaub machen. So reiste an ihrem Geburtstag die gesamte anwesende Hausgemeinschaft hinterher, um ihr eine tolle Geburtstagsschokoladentorte (nach honduranischem Rezept!) zu überreichen.

Im August begann die Schule, und wir waren schnell wieder zurück im Alltag. In einer Supervisionsstunde rekapitulierten wir, wie das Jahr seit der Sabbatzeit verlaufen ist, welche Veränderungen sich bewährt haben und somit beibehalten werden sollen.

Wir entdecken die Langsamkeit:

Durch besuchsfreie Zeiten und Pausen zwischen der Belegung der Zimmer fühlen wir uns nicht mehr so gedrängt. Alle sind entspannter (trotz mehr Außenarbeit), und das kommt allen im Haus zugute.

Der August war geprägt von vielen Familien- und Freundesbesuchen. Katarinas Eltern und ihre zwei Schwestern waren eine Woche bei uns, Birke feierte einen runden Geburtstag nach und freute sich über ihre Geschwisterschar mit Kindern und die vielen FreundInnen, die zu ihrem Fest gekommen sind. Natürlich durften auch ELFRIEDE & AUGUSTE, die feschen alten Damen, nicht fehlen, die uns mit ihrem Kabarett samt Gesangseinlage begeisterten.

Feierlaune im Sommer

Angelika Sirch bei ihrem Vortrag zu Dorothy Day mit ihren beiden Patenkindern als aufmerksamen Zuhörerinnen

Bei unseren MitbewohnerInnen blieb die Zahl recht konstant. Es braucht Zeit und Geduld, bis sie sich in unserem Land eine Aufenthalts- und Lebensmöglichkeit erkämpft haben. Zwei junge Männer aus Ghana, die je drei bzw. vier Monate bei uns lebten, haben sich mit einem von ihnen selbst gekochten ghanaischen Essen ganz herzlich von uns verabschiedet. Sie sind beide anderweitig untergekommen. Für das freie Zimmer gibt es keinen Mangel an Nachfragen.

Unserem derzeitigen Besuch aus München, Ingeborg Ott, sei an dieser Stelle schon herzlich gedankt für ihre offene und hilfsbereite Art, sich bei uns einzubringen – ihre Obstkuchen werden wir so schnell nicht vergessen!

Das waren die Highlights des Sommers, und wir blicken gespannt und hoffnungsvoll den nächsten Monaten entgegen, wenn wir Anne und Manuel willkommen heißen dürfen, die unsere Gemeinschaft ein Jahr lang verstärken werden.

Ingeborg Ott

Aus der Gemeinschaft:

JETZT ODER NIE

Ingeborg Ott aus München ist uns seit vielen Jahren ideell verbunden, bedenkt uns mit Post und unterstützenden Gedanken. Seit Mitte August verbringt sie vier Wochen als Freiwillige bei uns und beteiligt sich tätig und vernetztend an unserer Arbeit.

Jens Schild hatte vor Jahren sehr anschauliche Berichte über seine Zeit in den USA (1987-90) als Zivildienstleistender mit EIRENE, dem internationalen christlichen Friedens- und Entwicklungsdienst, geschrieben. Wir luden ihn deshalb nach seiner Rückkehr zu einem Informationsseminar von EIRENE ein, um künftigen Freiwilligen von seinen Erlebnissen bei der Obdachlosen- und Flüchtlingsorganisation, den Jubilee Partners, zu erzählen.

Ich selbst hatte 1981 ein Jahr Friedensdienst im Bürgerkrieg in Nordirland geleistet und bin hinterher in mehreren Funktionen bei EIRENE tätig geblieben. Mit großem Interesse verfolge ich seitdem, wie ehemalige Freiwillige ihre im Ausland gemachten Erfahrungen in ihrem Leben umsetzen. Dazu gehört besonders das Haus der Gastfreundschaft von „Brot & Rosen“ in Hamburg, das Jens Schild mit anderen engagierten Menschen nach seinem Dienst gegründet hat. Ich habe die Entwicklung von „Brot &Rosen“ über die Jahre mit großer Anteilnahme begleitet und wollte selbst einmal für eine Zeitlang mitleben. Immer wieder habe ich es verschoben.

Vor kurzem habe ich in München zwei „Arbeitergeschwister“ kennen gelernt: Pfarrer, die ganz bewusst ihren Unterhalt als Fabrikarbeiter verdienen und ihre Wohnung geöffnet haben für Menschen, die eine Unterkunft brauchen – und jemanden, der ihnen zuhört.

Diese beiden glühenden jungen Männer haben mir so sehr mein intensives Jahr in Nordirland in Erinnerung gebracht und mich so tief bewegt, dass ich dachte: JETZT ODER NIE! Hier bin ich nun, und ich weiß, dass diese herausfordernden, aufwühlenden und fröhlichen vier Wochen in der Gemeinschaft „Brot & Rosen“ meinem Leben noch einmal wichtige neue Impulse geben werden im Bemühen um mehr Gerechtigkeit und Menschlichkeit - und Freude - in unserer Gesellschaft.

Ingeborg Ott

Wiedersehen macht Freude! Ehemalige Gemeinschaftsmitglieder Ute Schild mit ihren Töchtern Sara und Anna sowie Johannes und Christiane Danowski mit ihrem Sohn Jakob zu Besuch bei Brot & Rosen

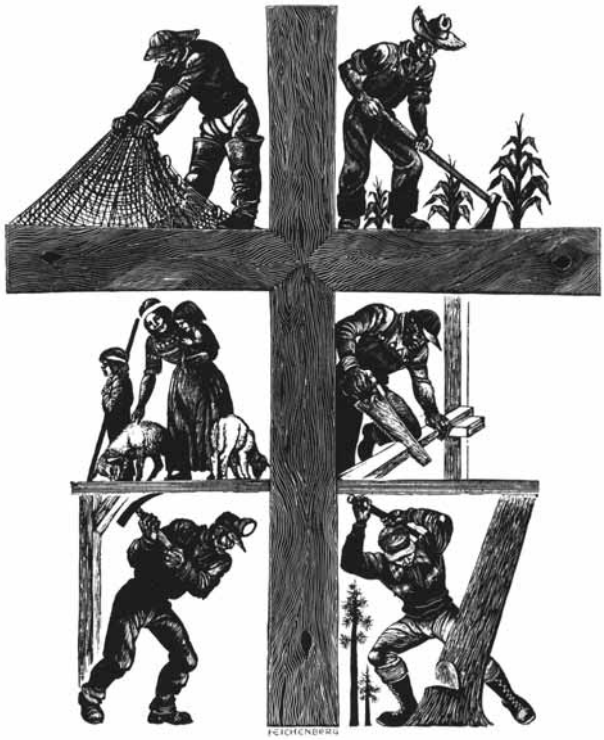
Thema:

Wider die Diktatur des Eigentums

Bernd Meyer-Stromfeldt studierte Ökonomie und lebt seit 15 Jahren in der Basisgemeinde Wulfshagenerhütten. Dort ist er in der Geschäftsleitung der Genossenschaft tätig. Seine Gedanken zu einer solidarischen Ökonomie aus christlicher Perspektive wurden zuerst in den Zeitschriften Christ und Sozialist 4/2011 und Junge.Kirche 3/2012 veröffentlicht.

Der globale Finanzkapitalismus wankt – und zeigt seine hässliche Fratze. Noch vor weniger als 3 Jahren wirkte das neoliberale Dogma unantastbar. Der Glaube an das Heilsversprechen durch Deregulierung, Privatisierung und die schöne neue Welt der Finanzmärkte nahm quasi religiöse Züge an. Mittlerweile erleben wir neben der permanenten Zerstörung der Schöpfung und der zunehmenden Verarmung und Marginalisierung eines Großteils der Menschheit eine absurd erscheinende Bedrohung der „Realökonomie“ durch den völlig außer Kontrolle geratenen modernen Moloch „Internationale Finanzmärkte“.

Es wird immer deutlicher, dass wir unser (Zusammen-) Leben auf eine neue Grundlage stellen müssen. Mit der Verschärfung der aktuellen Finanz- und Wirtschaftskrise wird sich die Frage neu stellen: Welches Wirtschaftssystem wollen wir eigentlich? Auch als Christen fragen wir: Was haben wir zu dieser Situation beizutragen? Wie können wir aus der Bibel Impulse für die aktuellen Herausforderungen bekommen? Welches Zeugnis geben wir mit unserem Leben?



Biblische Perspektiven – eine Kontrastgesellschaft

Sicherlich ist es wenig hilfreich, von der Bibel fertige „Rezepte“ zur Lösung der aktuellen Krise zu erwarten, und eine unreflektierte, aus dem Zusammenhang gelöste Übertragung einzelner Gebote (wie dies z.T. mit dem Zinsverbot geschieht) wäre naiv. Bei Berücksichtigung der Bedingungen, unter denen die biblischen Texte entstanden sind und auf die sie bezogen waren (antike Gesellschaftsordnung, soziale, ökonomische und kulturelle Bedingungen), können wir jedoch versuchen die *Zielrichtung* der biblischen Ansätze zu aktualisieren und so interessante und durchaus radikale Lösungsansätze für heute gewinnen.

Bereits im alten Israel war der Grundauftrag Gottes an das werdende Volk Israel die Herauslösung aus den imperialen Strukturen (Auszug aus Ägypten) und die Bildung einer egalitären Kontrastgesellschaft. In der Auseinandersetzung der im Hochland Palästinas lebenden Stämme mit den kanaanitischen Stadtstaaten des Gebietes und den angrenzenden imperialen Großreichen entstand die im Alten Testament festgehaltene Gründungsgeschichte des Volkes Israel Diese beschreibt den Kampf um Verwirklichung und Aufrechterhaltung dieser an Gerechtigkeit orientierten Sozialordnung – wider die Bedrohungen von außen (umliegende Imperien) und von innen (Machtstrukturen, Hierarchiebildung, ökonomische Ungleichheit usw.). Jesus ist auch gekommen, um den Weg zu dieser gerechten Sozialordnung wieder frei zu machen. Seine radikale Kritik der Machtverhältnisse und der Anstoß zu einer subversiven und gewaltfreien Befreiungsstrategie mündete in der Entstehung der urchristlichen Gemeinden, in denen diese Vorstellungen einer Kontrastgesellschaft vor allem im städtischen Bereich neu kontextualisiert wurden.

Ähnlich wie die ersten Gemeinden stehen wir heute vor der Aufgabe, diesen Grundauftrag Gottes für die Zeit des Spätkapitalismus neu zu aktualisieren und zu leben. Wir müssen uns also fragen: Wodurch, insbesondere durch welche Zielvorstellungen, war die damalige „Kontrastgesellschaft“ gekennzeichnet? Und: wie könnte das heute aussehen? Anhand einiger Gedanken zum alttestamentlichen Bodenrecht und den Sabbat-/Jubeljahr-Geboten soll dies exemplarisch verdeutlicht werden.

In der Antike war der Boden die einzig wesentliche produktive Form von Kapital. Die agrarisch geprägten Feudalgesellschaften der imperialen Systeme konzentrierten dieses Vermögen zunehmend auf eine winzige Gesellschaftsschicht, während die breite Masse im Elend lebte. Um eine gerechtere Gesellschaftsordnung zu realisieren, spielten also Besitz und Verteilung des Bodens die zentrale Rolle. An diesem Punkt setzte das biblische Bodenrecht an. Es bestimmte Grund und Boden als Eigentum Gottes, welches nicht dauerhaft verkauft werden konnte, sondern immer wieder an die ursprünglichen Besitzer zurückgegeben werden musste und so eine dauerhafte Subsistenzwirtschaft gewährleistete. Dieses Recht wurde von weiteren Maßnahmen gegen Vermögenskonzentration und Ausbeutung ergänzt (z.B. Zinsverbot, Regelungen zur Schuldsklaverei- vgl. Lev. 25). Wir haben es also mit einer Eigentumsordnung zu tun, die Privateigentum vermeidet und so eine Eigentumskonzentration verhindert, ohne dabei in ein Staatsmonopol bzw. eine Zentralverwaltungswirtschaft zu geraten. Wenn wir heute tatsächlich eine „andere Welt“ für nötig halten, werden wir die Grundpfeiler unserer Sozial- und Wirtschaftsordnung in Frage stellen und dabei radikal neu über Eigentumsformen nachdenken müssen. Vielleicht hilft uns dabei eine Beschäftigung mit der Bibel und ihrer Vision einer Gesellschaft ohne Privateigentum.

Neue Eigentumsformen

Auch heute finden wir Vermögen in einem perversen Ausmaß ungleich verteilt: Die arme Hälfte der Weltbevölkerung besitzt weniger als 1% des Weltvermögens, die reichsten 10% besitzen 85% dieses Vermögens – mit einer klaren Tendenz zur Verschärfung des Problems. Vielleicht gelingt es der Occupy-Bewegung mit ihrem Slogan „99 Prozent“, dies noch bewusster zu machen. Bezüglich des Produktivkapitals haben wir also einen in Teilen mit der antiken Situation vergleichbaren Prozess – damals Herausbildung von Großgrundbesitz, heute von sehr großen Vermögen. Wir befinden uns heute in einem Dauerkonflikt zwischen den Eigentumsrechten einer kleinen Minderheit und den Grundrechten fast aller Menschen. Wie könnte heute der Weg in eine Gesellschaftsordnung aussehen, die sowohl Privateigentum als auch die Ineffizienz und Machtproblematik der Zentralverwaltungswirtschaft vermeidet?

Eine gerechtere Wirtschaftsordnung kann nicht auf Basis einer fertigen „Blaupause“ umgesetzt werden. Zum einen ist die Erwartung einer derartigen Revolution unrealistisch, zum anderen waren die Erfahrungen (z.B. in den so genannten realsozialistischen Systemen) nicht gerade ermutigend. Die Risiken sind hoch, bei einem derartigen Versuch in einem System zu landen, das noch schlechter als das gegenwärtige ist. Aussichtsreicher scheint es mir, auf zahlreiche, miteinander wechselwirkende Veränderungen sowohl auf der Ebene der Wirtschaftssubjekte als auch der Rahmenbedingungen zu setzen und dann auf einen systemischen „Kipppunkt“ zu hoffen.

Dabei ist zu beachten, dass gelebte Solidarität desto schwieriger wird, je größer die Bezugsgruppe ist. Im biblischen Bodenrecht gehört das Land Gott und ist im Besitz auf die Stämme, Sippen und Familien verteilt. Heute könnten neue kollektive Eigentumsformen auf der Ebene der der Betriebe und Verbraucher der Solidarität einen überschaubaren Rahmen geben. Ausgehend von der Frage dieser privateigentumsfreien Wirtschaftssubjekte müsste diskutiert werden, wie makroökonomische Rahmenbedingungen aussehen könnten und wie ein Transformationsprozess hin zu einer derartigen Wirtschaftsordnung gestaltet werden könnte. Denkbar wäre hier z.B. eine allmähliche „Vergenossenschaftung“ konsumnaher Branchen und von Branchen mit zentraler gesellschaftlicher Bedeutung wie Finanzen, Energieversorgung, Telekommunikation.

Altes Haupthaus der Basisgemeinde Wulfshagenerhütten. Die Gemeinschaft übernahm 1983 das Gelände mit einer Vielzahl an maroden Gebäuden und baute die bestehenden Häuser über die Jahre aus und um. In der Basisgemeinde Wulfshagenerhütten leben etwa 60 Menschen in Arbeits-, Güter- und Lebensgemeinschaft. Der genossenschaftlich organisierte Betrieb zur Holzverarbeitung für Spiel- und Bewegungsgeräte kann die Gemeinschaft weitgehend versorgen und bietet zudem Arbeitsplätze für Menschen aus der Region.

Bernd Meyer-Stromfeldt

Die Fortsetzung dieses Artikels mit konkreten Beispielen zu einer solidarischen Ökonomie folgt in unserem nächsten Rundbrief, ist aber schon jetzt im Internet unter www.brot-und-rosen.de nachzulesen.

Zinsen und Schulden

Die Erwartung von Zinsen ist kein wirtschaftlich notwendiger Teil der Vergabe eines Darlehens, d.h. überhaupt für die Verwendung von Rücklagen.
Bei allen Sachgütern (Haus, Einrichtung, Arbeitsmittel etc.) gehen wir selbstverständlich von einer Wertminderung durch den Zeitablauf aus und bilanzieren diese laufende Wertminderung durch eine entsprechende Abschreibung.
Wenn die Geldrücklage in gleicher Weise durch Zeitablauf an Wert verlieren sollte (Inflation), geschieht damit nichts Besonderes.
Zinsen müssen erarbeitet werden – durch den Darlehensnehmer. Für den Darlehensgeber, den Kapitalbesitzer, sind sie arbeitsloses Einkommen auf Kosten anderer.
Geld wird so zur Macht, andere für sich arbeiten zu lassen.

Die kaum noch in verständlichen Zahlen auszudrückende Verschuldung der öffentlichen Haushalte entspricht auf Heller und Pfennig dem ebenso kaum noch in verständlichen Zahlen auszudrückenden Geldvermögen in privater Hand, welches höchst ungleich verteilt ist und sich über Zinsen täglich um nicht vorstellbare Summen vermehrt, also die vorhandenen Güter dieser Welt kontinuierlich in die Hände einer reichen Geldelite überführt.
Um nur diese Zinsen aufzubringen, ohne die Schuld wirklich abbauen zu können, ist die Realwirtschaft unter anderem zu dauerndem Wachstum und damit zum Verbrauch und Zerstörung der Ressourcen dieser Erde gezwungen.

Auszug aus Thesen, die Ullrich Hahn, Präsident Versöhnungsbund / Deutscher Zweig beim 20-jährigen Jubiläumstreffen von gewaltfrei handeln e.V. (vormals: Oekumenischer Dienst Schalomdiakonat) in Imshausen am 25.8.2012 vortrug.

Im Armen begegne ich Christus

Fortsetzung von Seite 1

...Ihnen auch so. Trotzdem kennen wir vermutlich alle die Stelle aus der Rede vom Weltgericht, in der Jesus sagt: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ (Matthäus 25, 40) Hätte ich also dem Mann eine Fahrkarte bezahlen sollen? Ich habe es nicht getan. Hätte er es denn verdient – unfreundlich und ungepflegt, wie er war?

Genau solche Menschen sind vermutlich gemeint, wenn es in dieser Rede heißt: Ich war hungrig, durstig, ohne Kleidung, ohne Wohnung, und die einen helfen, andere nicht.
Zu den einen, die auf solche Leute zugehen, ja sogar ihr Leben mit ihnen teilen, gehörte Dorothy Day.

Dorothy Day – Journalistin, Anarchistin, Christin, Friedensaktivistin, Mystikerin

Vielleicht erschreckt Sie die Zuschreibung Anarchistin. Dorothy Day hatte tatsächlich eine politisch zuweilen radikal anmutende Gesinnung, womit jedoch keineswegs Zerstörung oder Chaos gemeint ist. Ebenso wie ihre anarchistischen Vorbilder des 19. Jahrhunderts lehnte sie Herrschaft jeglicher Art ab, im Gegensatz zu den meisten Anarchisten nicht jedoch eine religiöse Bindung. Die Idealform eines anarchistischen Zusammenlebens, wie es Dorothy Day verfolgte und vorlebte, kann so beschrieben werden: Ein geduldiger, großzügiger und tatkräftiger Einsatz für Andere, ohne über Andere herrschen zu wollen, erfordert ein hohes Maß an Selbstbeherrschung und einen starken inneren Halt, den Day im Glauben fand. Unter diesen Voraussetzungen ist es möglich, Mitmenschen *sein* zu lassen, anzunehmen mit allen Schwächen und Fehlern, wodurch sie ein hohes Maß an Selbstbestätigung und Würde erfahren, zugesprochen bekommen, zurückgewinnen. Das wiederum kann dazu führen, dass sie sich ihrer Stärken bewusst werden und ihrerseits und freiwillig Verantwortung übernehmen und mit ihren Fähigkeiten zu einem gelungenen Miteinander beitragen.

Dorothy Day, 1968

Kindheit und Jugendzeit

Dorothy Day wurde am 8. November 1897 in New York geboren. Ihre Eltern gehörten der anglikanischen Kirche an, praktizierten ihren Glauben aber nicht. Die Familie, zu der noch drei Brüder und eine Schwester von Dorothy gehörten, zog 1903 nach Kalifornien und 1906 nach Chicago, wo Dorothy 1914 die höhere Schule abschloss. Ein Stipendium ermöglichte ihr ein Studium an der Universität von Illinois. Nachdem ihre Familie wieder nach New York gezogen war, brach Dorothy das Studium ab und arbeitete als Journalistin, obwohl ihr Vater das mit allen Mitteln zu verhindern suchte. 1917 kam Day zum ersten Mal ins Gefängnis, weil sie sich der Frauenbewegung angeschlossen hatte, die vor dem Weißen Haus gegen den Ausschluss von Frauen vom Wahlrecht demonstrierten.

Dorothy Day, 1938

Turbulente Zeiten: 1918-1927

Unter dem Eindruck des Krieges begann Day eine Ausbildung zur Krankenschwester, zog mit einem Mann zusammen, wurde schwanger und ließ ihm zuliebe das Kind abtreiben. Er verließ sie trotzdem. Dorothy Day heiratete kurz darauf einen wesentlich älteren Mann, reiste mit ihm durch Europa und lebte ein halbes Jahr auf Capri, wo sie eine Novelle schrieb, in der sie ihre leidvollen Erfahrungen autobiografisch verarbeitete. Die Ehe wurde schon nach einem Jahr wieder geschieden und Day übernahm in Chicago und New Orleans Jobs als Journalistin, bis ihr der Verkauf der Filmrechte für ihr Buch soviel Geld einbrachte, dass sie sich ein kleines Strandhaus auf Staten Island kaufen konnte. Dort lebte sie mit Forster Batterham zusammen, einem bekannten Biologen und Anarchisten. Obwohl die Ärzte ihr bescheinigt hatten, dass sie kein Kind mehr bekommen könnte, wurde Dorothy Day wieder schwanger und brachte 1926 die Tochter Tamar zur Welt. Dieses Ereignis war für Day ein großes Glück und führte sie schließlich zur katholischen Kirche, weil sie ihrem Kind eine sichere Heimat geben wollte. Aber ihr Lebensgefährte lehnte diesen Weg entschieden ab und trennte sich von ihr. Day zog wieder nach New York, trat in die katholische Kirche ein und ließ sich taufen. Es folgten einsame Jahre als allein erziehende Mutter mit wechselnden Jobs in New York, Staten Island, Hollywood und Mexiko.

Die Catholic Worker Bewegung

Im Winter 1932 traf sie Peter Maurin, einen 20 Jahre älteren französischen Immigranten. Diese Begegnung brachte eine neue Wende in ihr Leben. Der ehemalige Ordensmann hatte die Vision einer erneuerten christlichen Gesellschaft und fand in Day die ideale Partnerin zur Verwirklichung seiner Ideen. Die beiden gründeten die Zeitung *The Catholic Worker*, die am 1. Mai 1933 zum ersten Mal erschien. Die Artikel der Zeitung drückten Unzufriedenheit mit der sozialen Lage aus, aber sie waren nicht nur radikal, sondern auch religiös. Schon bald fragten die Leser nach einer konkreten Verwirklichung der propagierten Ideen.

Dorothy Day in Des Moines / Iowa, 1952

Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan

Day und Maurin griffen die alte christliche Praxis der Gastfreundschaft den Wohnungslosen gegenüber auf. Sie mieteten ab 1934 Wohnungen und später Häuser, um die Not leidenden Menschen aufzunehmen und ihr Beispiel wurde nachgeahmt. Freiwillige kamen dazu, um mit zu helfen und weitere Häuser wurden eröffnet. Die *Catholic Worker* wurden zur nationalen Bewegung. Sie errichteten Suppenküchen und Kleiderkammern, organisierten aber auch Diskussionsrunden und Vorträge und sorgten dadurch für Information und Bildung in einer vernachlässigten Bevölkerungsschicht. Ein weiteres zentrales Thema im *Catholic Worker* war von Anfang an der Pazifismus. Auch bei Eintritt der USA in den zweiten Weltkrieg blieb Day bei dieser Haltung und forderte die Leserinnen und Leser auf, Werke der Barmherzigkeit zu üben statt zu kämpfen. Die jungen Männer, die sich während des Krieges mit der *CW*-Bewegung identifizierten, verbrachten einen Großteil der Kriegsjahre meist im Gefängnis oder in ländlichen Arbeitslagern. Einige leisteten Dienst als unbewaffnete Sanitäter. Darüber hinaus bekämpften die *CW* den Antisemitismus und engagierten sich in der Bürgerrechtsbewegung. Diese Aufzählung zeigt, dass Dorothy Day in vielfältiger Weise politisch tätig war. Ihr gesellschaftliches Engagement wurde bestärkt durch die Orientierung an Christus, also durch ihre tiefe Verwurzelung im Glauben.

Hommage an Dorothy Day von Fritz Eichenberg (1984)

Dorothy Day eine Mystikerin

„Je mystischer wir Christen sind, um so politischer werden wir sein“ (Zitat in Anlehnung an Karl Rahner) – in diesem Sinne ist die Lebensgeschichte von Dorothy Day ein eindrucksvolles Beispiel. Gerade aufgrund ihrer mystischen Erfahrung, die häufig als Vision der Einheit, der Ganzheit und der Gerechtigkeit erlebt wird, reagieren Mystiker nicht selten mit einem rückhaltlosen Einsatz angesichts der menschlichen Gebrochenheit von Reich und Arm, Hass und Liebe, Krieg und Frieden, Unterdrückung und Freiheit. Aber nicht „was der Mystiker tut, ist das Eigentliche, sondern wie er es tut“ und vor allem aus welchem Grund. Der spirituelle Lehrer und Schriftsteller Henri Nouwen beschreibt das sehr anschaulich: Mystische Menschen wurzeln an der Quelle des Lebens und sind deshalb fähig, „flexibel zu bleiben, ohne alles beliebig zu relativieren; einen festen Standpunkt zu vertreten, ohne starr zu sein; eine ausgeprägte Meinung zu haben, ohne andere vor den Kopf zu stoßen; gütig und verständnisvoll zu sein, ohne in konturlose Weichheit zu verfallen; wirkliche Zeugen zu werden, ohne die anderen zu bedrängen und zu manipulieren.“

Angelika Sirch veröffentlichte 2010 eine Dissertation mit dem Titel: „Der ganze Weg zum Himmel ist Himmel“ – über Gotteserfahrung und Weltverantwortung bei Dorothy Day.

„Wir können Gott nur lieben, wenn wir einander lieben, und dazu müssen wir einander kennen. Wir erkennen IHN im Brechen des Brotes, und wir kennen einander, wenn wir zusammen Brot brechen, und wir sind nicht länger allein. Der Himmel ist ein Gastmahl, und so ist das Leben, selbst wenn wir nur eine Brotkruste haben, aber mit anderen vereint sind.“

Dorothy Day in ihrer Autobiografie „The Long Loneliness“, 1952

Brot zum Leben

Fortsetzung von Seite 1

...bringt uns die Hamburger Tafel aus dem vielfältigen Brotangebot der Stadt die Reste in die Fabriciusstraße. Von einem befreundeten Bioladen bekommen wir auch gelegentlich den Überschuss ihrer nicht verkauften leckeren Brote.

Doch für Asma war dennoch nicht das richtige dabei. Nicht dieses fremde Brot brauchte sie,
das nur den Hunger in ihrem Magen stillte. Sie sehnte sich nach einem Brot, das ihren Leib *und* ihre Seele sättigt, ein Brot zum Leben.

Aber dann stand sie eines Morgens auf und ging in die Küche und suchte sich alles zusammen, was sie brauchte, um in unserem Ofen *ihr* Brot zu backen. Ein wunderbar duftendes, weiches, rundes Weißbrot, so wie sie es von ihrer Mutter und Großmutter Zuhause gelernt hatte. Mit diesem Brot beschenkte sie sich und die ganze Hausgemeinschaft. Und immer, wenn es alle war, buk sie wieder neues – in ihrem neuen Zuhause.

Als Asma auszog, begann Nurettin *sein Heimatbrot* zu backen. „Na, ist das nicht das beste Brot, das ihr je gegessen habt?“, fragte er uns mit einem Lachen im Gesicht, als er es zum Abendessen auftischte. Endlich strahlten seine Augen wieder, nachdem er Monate zuvor als sichtbar gebrochener Mann am Ende seiner Kräfte aus einem Leben ohne gültige Aufenthaltspapiere in unser Haus gekommen war. Mit der Zeit fand er wieder festeren Boden unter seinen Füßen und zeigte bei uns, was alles in ihm steckt als Koch und Bäcker.

Und als dann Sörye zu uns kam, gewann auch sie mit ihrer ersten Backaktion das ganze Haus für sich: Kaum hatte sie ihre süßen, kleinen Keksbrötchen vom Blech geschoben, stürzten sich alle darauf, besonders gern aber die Kinder.

Brot auf unserem großen Esstisch ist nicht nur ein alltägliches Lebensmittel, sondern ein Begegnungs- und Kommunikationsmittel, das Heimat stiftet, Gemeinschaft eröffnet und Verbundenheit schenkt – ein Lebens-Mittel, wenn wir es miteinander teilen.

Und wenn wir als Gemeinschaft in unserer wöchentlichen Andacht Abendmahl miteinander feiern, dann nehmen wir dafür einfach ein Stück aus unserem Brotkasten – als kleiner Vorgeschmack auf das Fest im Reich Gottes, wo es Brot für alle gibt und wo die Rosen blühen.

„Wenn das Brot das wir teilen, als Rosen blüht…, dann hat Gott unter uns schon sein Haus gebaut, dann wohnt Gott in unserer Welt.“

Heilig zu sein bedeutet nicht, dass man perfekt ist, sondern ganz(-heitlich). Es bedeutet auch nicht, besonders religiös oder überhaupt religiös zu sein.
Es bedeutet, befreit zu sein von Religiosität und von religiöser Frömmigkeit jeglicher Art – es heißt: wahrhaft menschlich zu sein.

William Stringfellow (1928-85 / Rechtsanwalt, Laientheologe, Sozialkritiker in den USA)

Herzlich Willkommen

Hausgottesdienste und **Offene Abende!**

Beginn: 19.00 h (Essen, bitte mit Anmeldung), 20.00 h (Programm)

17. September: Hausgottesdienst

15. Oktober: Offener Abend
Herzliche Einladung zum Essen, Kennen lernen, miteinander ins Gespräch kommen – für alte Bekannte und neue Interessierte. Herzliche Einladung zu diesem Brot & Rosen-Abend in unserem Haus.

---

23. Oktober: Asyl-Monologe – Dokumentar-Theater
Die *Bühne für Menschenrechte e.V.* zeigt im Politt-Büro ihr aktuelles Stück. Die Asyl-Monologe erzählen von Menschen, die Grenzen überwunden, Verbündete gefunden und ein „Nein“ nie als Antwort akzeptiert haben.
Dienstag, 23.10., 20 Uhr im Politt-Büro, Steindamm 45, Nähe Hauptbahnhof.

18. November: „Zähle die Tage meiner Flucht“
Zum fünften Mal findet am Volkstrauertag 2012 ein *Gedenkgottesdienst für die Toten an den EU-Außengrenzen* statt. Mitwirkende sind u.a. die Hamburger Bischöfin Kirsten Fehrs, die Flüchtlingsbeauftragte der Nordkirche Fanny Dethloff und Mitglieder von Brot & Rosen.
Sonntag, 18.11. 18 Uhr in der Hauptkirche St. Jacobi, Jacobikirchhof 22, zwischen Mönckeberg- und Steinstraße.

"Brot & Rosen" ist der Rundbrief der "Diakonischen Basisgemeinschaft in Hamburg", einer christlichen Lebensgemeinschaft im Engagement für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Wir leben gemeinsam mit obdachlosen Flüchtlingen in einem "Haus der Gastfreundschaft". Dabei sind wir dankbar für alle Anregungen, Unterstützung und Mitarbeit.

Die Arbeit der Basisgemeinschaft trägt sich durch das Engagement ihrer Mitglieder und UnterstützerInnen.

In Hamburg leben und arbeiten zusammen: Elisabeth Büngener, Ilona Gaus, Uta und Dietrich Gerstner mit ihren Kindern Joel, Elias und Daniel sowie Birke Kleinwächter mit ihren Kindern Jonas und Lea-Susanna sowie Christiane Wiedemann. Katarina Eller von BVS ist Teil der Hausgemeinschaft für zwei Jahre. Wechselnde „Freiwillige“ verstärken unsere Hausgemeinschaft für einige Wochen oder auch für länger.

"Dazu" gehören auch viele tolle Unterstützer und Unterstützerinnen in Hamburg und anderswo.

Unsere Adresse: Brot & Rosen. Diakonische Basisgemeinschaft, Fabriciusstr. 56, 22177 Hamburg, Telefon: 040 / 69 70 20 85, Fax: 040 / 69 70 20 86, Internet: www.brot-und-rosen.de, Email: basisgemeinschaft@brot-und-rosen.de.

Spendenkonto: "Diakonische Basisgemeinschaft e.V." Nr. 23 88 13, Ev. Darlehnsgenossenschaft Kiel, BLZ 210 602 37.